

Der Schreiblehrer auf Diebespfaden [Fortsetzung]

Autor(en): **Lerch, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ja, als er neben mir vorbeiging, habe ich zu ihm gesagt: Herr Charruat, Dihr heit aber erschrockelig schwärufgleit! Aber er hat nichts darauf gesagt.“

„Wie gross war das Kistchen und wie sah es aus?“

Änneli schätzt mit ausgestreckten Händen die Länge, Breite und Höhe ab. Der Gerichtsschreiber notiert Zahlen. Dann plaudert Änneli munter weiter: „Es war von Holz — braun gefärbt — und stark mit Eisen beschlagen.“

„War bei Lüthis niemand daheim, im Hause oder ums Haus herum?“

„Gesehen habe ich keinen Menschen, als nur die alte Frau Frey. Die sass vor dem Hause, aber sie hatte einen gewaltigen Rausch und hat vielleicht nicht einmal etwas gemerkt.“ Der Grossweibel zieht die Stirne kraus: das Mädchen sagt nicht die Wahrheit; was es da erzählt, stimmt nicht mit dem überein, was der Turmweibel schon herausgebracht hat. Aber eben: Kinder sind Kinder. Der Grossweibel als Menschenkenner geht über die Einzelheit hinweg und fragt weiter: „Schöne Zuversicht, so etwas! Wie war Charruat gekleidet? weisst du das noch?“

„O ja — er hatte einen aufgestürzten Hut, einen grauen Rock, eine graue Weste — schwarze Hosen — graue Strümpfe, nicht gewobene; gelismete, wollene, immer lätz und recht. Die Schuhe waren von trockenem Leder (weder geschmiert noch gewichst) und hatten gelbe Schnallen.“

„Bist du ganz sicher, dass er die Kiste nur bis in Lüthis Haus getragen hat und nicht weiter?“

„Ja, ganz sicher!“

„Hatte er nicht auch zwei Anhängesäckel bei sich, weisst du, wie die Frauen sie haben, wenn sie ausgehen?“

„Ich habe keinen gesehen. Aber auf dem Kistlein war ein blaues gelismetes Tüchlein. Einmal ist es ihm heruntergefallen, da hat er es schnell wieder aufgehoben und das Kistlein wieder zugedeckt.“

„Du hast wohl nicht gesehen, ob er etwas in seinen Rocktaschen hatte?“

„Oh doch! Aus einer Tasche hat ihm ein Tintenfass geguckt, und aus der andern ein Stück blaues Zeug mit breiten Strichen.“

Ob das Mädchen den Charruat seither nicht mehr gesehen habe, will der Grossweibel wissen.

„Nein, den Mann nicht; aber die Frau ist am Tage nachher durch die Spitzlaube gegen das untere Tor gegangen. Sie hatte etwas unter dem Arm; ich glaube, es war ein zusammengelegtes Leinlachen.“

Weiter weiss Änneli nichts mehr. Es wird mit einer freundlichen Handbewegung entlassen.

„Das Kind hat sehr bestimmt aus-

DER Schreiblehrer AUF DIEBES- PFADEN

VON CHRISTIAN LERCH

gesagt“, meint der Untersuchungsrichter nachdenklich zu seinem Sekretär; „aber was Kinderaussagen wert sind, das zeigt sich just hier wieder einmal deutlich. Was der Turmweibel gemeldet hat, stimmt in zwei ganz wichtigen Einzelheiten nicht mit dem überein, was das Mädchen so selbstsicher behauptet. Die Haussuchung bei Lüthis hat nichts herausgebracht... erstens. Nun, da könnte zwar... aber, zweitens, und das ist die Hauptsache: die Frau Frey mit dem Rausche war nicht allein vor Lüthis Hause! Neben ihr sass nämlich die Nachbarin, Frau Meissel, und nicht weit davon war der Tischmacher Müller. Weibel, ruft mir die Frau Meissel herein!“

Fricktreppenleute

Die Oberländerin Anna Stoller, durch ihre Heirat mit Carl Johann Meissel zur Landsassin geworden (Kantonsbürgerin ohne Gemeindebürgerrecht), macht keinen schlechten Eindruck. Tatsächlich ist es einer Aussage, die sie bei der ersten Einvernahme durch die Polizei gemacht hat, zu verdanken, dass man wenigstens Frau Charruat hat behändigen können.

Als nämlich an jenem Montag — Frau Meissel erinnert sich ganz bestimmt, dass es Montag war — Charruat neben ihr vorbeiging, hat sie ihn scherzend gefragt, ob er zügle. Er hat geantwortet: „Ja, uf Wabere!“ und ist dann, ohne sich aufzuhalten, nach der Klosterhalde und dem Gerberngraben gegangen. Und — in Wabern hat man nachher die Frau Charruat wirklich gefunden; ihren Mann aber nicht.

Neues weiss Frau Meissel im übrigen nicht beizubringen; sie bestätigt bloss, dass Tischmacher Müller in jenem Augenblicke, von dem die Rede ist, vor dem Hause gearbeitet habe.

Müller ist's, der nun als Nummer drei an die Reihe kommt. Er ist von Geburt Thurgauer, dient als Soldat in der Stadtwache, wohnt im Hause neben Lüthis und ist in seiner freien Zeit emsig mit Hobel, Säge und Leimzwinde tätig. Im Verhör bestätigt er, was Frau Meissel ausgesagt hat; nur will er sich nicht bestimmt erinnern, ob es wirklich Montag war.

„Ihr habt den Charruat gekannt; habt Ihr keine Idee, wohin er gegangen sein könnte?“

„Jä, bestimmt weiss ich nichts; aber ich habe auf der Gasse sagen hören, der Schwellenmeister habe den Charruat angetroffen; er, der Schwellenmeister, ist nämlich vor kurzem mit seinen Leuten aus dem Aargau heimgekommen, und da sind sie dem Charruat im Grauholz begegnet — heisst es.“

Müller tritt ab, und der Grossweibel schmunzelt: „Grauholz... gegen Norden... also der alte bekannte Schelmenweg ins Niederland hinab (in die Gegend beidseitig des Rheins zwischen Basel und Holland). Da müssen wir so schnell wie möglich Signalelemente nach Basel schicken, ins Markgräfliche, ins Elsass, ins Vorderösterreichische, ins Bischoflich-Baselische, undsoweiter!“

Das mit dem Schelmenweg ist nicht so zu verstehen, als wäre im Niederland ein besonders günstiges Klima für Spitzbuben. Aber dort unten kann man mit Leichtigkeit immer wieder über Landesgrenzen entwischen, wenn man die Polizei auf den Fersen hat. Übrigens: wem das Niederland zu weit weg ist, der kann den „kleinen“ Schelmenweg einschlagen, in die Gegenden jenseits des Bielersees. Auch dort ist ein Hinundherrutschen leicht möglich.

Aber aufgepasst, jetzt marschiert Nummer vier auf: Frau Frey, die gerne trinkt!

Die rundliche Sechzigerin ist heute nüchtern; dass sie aber dem Alkohol grundsätzlich nicht feind ist, kann schlechterdings nicht übersehen werden. Item, sie gibt vernünftigen Bescheid; sie hat die wenigen zwischen Frau Meissel und dem Charruat gewechselten Worte gehört, und sie hat gesehen, dass Charruat das Kistchen mit einem Zipfel seines langen Rockes zugedeckt hatte. Hingegen behauptet sie hoch und teuer, nie und nimmer habe Charruat die Kiste vor Lüthis Haus (in dem sie mit ihrem Manne zur Miete wohnt) abgestellt, verschweige denn sie ins Haus getragen. Charruat und seine Frau sind früher hie und da zu Lüthis gekommen, haben aber nie, nie etwas mitgebracht.

Nach Frau Frey kommt ihr Mann an die Reihe. Gebürtiger Thurgauer, aber durch irgend eine Tücke des Schicksals heimatlos geworden, ist er heute Waadtländer; Bürger einer jener welschen Gemeindlein, die mit bestem klingendem Erfolge Einbürgerungsindustrie betrei-

ben. Auch er ist kein übler Mann; eine derbe, ehrliche Haut, trotz seiner 67 Jahre immer noch rüstig und werkig. Als Gelegenheitsarbeiter und Chummerzhülfe, der überall willig zupackt, weil er fast immer in der Stadt; daheim findet man ihn fast nur zur Schlafenszeit und Sonntags. Kein Wunder, dass er nichts Selbsterlebtes auszusagen weiss. Den Charruat hat er früher dann und wann bei Lüthi gesehen. Gebracht, ich meine, zum Verstecken gebracht und so, hat der Charruat nie etwas.

Und jetzt erscheint der vielgenannte Jakob Lüthi, ein noch junger Mann; kein Emmentaler, sondern ein Thurgauer wie Müller und Frey. Er arbeitet fast immer im Gasthof zur Krone an der Gerechtigkeitsgasse; seine Frau putzt, wäscht, fegt, undsoweiter, in mehreren Häusern der Oberstadt; „sie macht dert d'Sache“, erklärt Lüthi bündig. Der Ärger und Groll wegen der unverdienten Haus-suchung ist noch nicht von seinem Gesicht gewichen; aber er weiss sich zu beherrschen. Energisch betont er immerhin nochmals, das Kistlein sei niemals in seinem Hause gewesen; und das kann man ihm wohl glauben.

„Lüthi, Ihr seid doch letztthin in Peterlingen gewesen; habt Ihr dort nichts von Charruat vernommen? ist er nicht irgendwo dort in der Gegend?“ „Ich habe nichts gehört.“

Jakob Lüthi tritt ab, und herein kommt seine Frau. Das ist eine zwei- und zwanzigjährige Welsche, wendig und sauber; von der Kistlingeschichte hat sie kein Wort gewusst, bis die Haussuchung kam.

Als letzte Vertreterin des Fricktrep-pen-völkchens wird eine junge guggis-bergische Wäscherin verhört, die zur Zeit bei Lüthi wohnt. Auch sie, Kätheli Stöckli, weiss nichts von der Sache; am fraglichen Tage hat sie von morgens zwei Uhr bis abends sechs Uhr bei ihrer Arbeitgeberin, der Waschfrau Herrmann, geschafft.

Der Stadtwachtkorporal

Der ist nun schon eine ansehnliche Respektsperson, der Korporal Jenner; Burger, Handwerksmeister, Unteroffizier. In seinem Hause hat das Ehepaar Charruat gewohnt, und darum hofft der Grossweibel, der Mann könne bedeut-same Fingerzeige beibringen.

Vergebens. Charruats haben eigent-lich gar nicht bei Meister Jenner ge-wohnt, was man wohnen heisst; die Sache ist so: Charruat hat früher einmal ein Pult und ein Bett auf Jenners Est- rich geschafft und nachher gelegentlich dort übernachtet, eigentlich im Ver-nen bezahlt, Hauszins hat er natürlich kei-leid trotzdem geduldet. Mein Gott, so hat man den Charruat nicht mehr im Hause gesehen; denn der Friedrich Big-ler, der ebenfalls da wohnt, hat ihn

fortgejagt, weil Charruat dumme Klap-pereien angestellt hatte. Das Pult und die Bettstatt sind wahrscheinlich immer noch auf dem Estrich; Korporal Jenner verspricht, nachzusehen.

Aber das ist nun wieder alles. Von der Diebstahllaffäre weiss der Korporal auch nicht mehr, als was die Spatzen von den Dächern pfeifen. Im Wachtlokal oder sonst bei den Kameraden hat er auch nichts davon vernommen, durch welches der Stadttore der Flüchtling Bern ver-lassen habe.

Die Frage, ob in Jenners Hause wirk-lich „nicht alles richtig“ sei, berührt der Grossweibel mit keinem Worte. Denn wir sind im Jahre 1789, und der Aber-glaube ist offiziell längst abgetan...

Wär unverschant isch, läbt descht baas

Das erzeigt sich aus der Einvernahme des Fabrikanten Gysi im Marzili (den wir schon kennen) und seiner Gattin. Unverschämt — das geht zwar nicht auf den Charruat; der hat drei Jahre lang,

Ändi Horner

**Es aapret jäh gäng wi meh.
Im Ringebaum en Amsle singt,
Verspricht, 's wöll warmi Tage gä —
Bei Inege, was der Merze bringt!**

**Zwar: d'Sunne glänzt wi Spiegelglas,
Vom Dachtrouf falle grohi Tröpf,
Es schmückt na Härd u jungem Gras,
Im Wäldli trybe d'Buechschöpf!**

**Schneeglöggli het's i'r Hofstet uf,
U d'Schlüsselblüemli guggen o,
U dänen i de Haselnuß
Da plampe gääli Chäkti scho!**

**Es tücht di, luegsh dür ds Tääl uuf,
Der Winter fngi nüm grad stolz.
Bisch allwäg baas, du zellsch nid druuf:
s' het donneret i ds blutte Holz!**

(Aus „Ärn“, Verse von Hans Zulliger)

immer hungrig, aber auch immer an-ständig, den Kindern Schreibstunden gegeben. Unverschämt ist seine Frau. Die hat noch letzten Sonntag bei Gysis ein Mittagbrot gebettelt. Frau Gysi hat sie gefragt, was ihr Mann angestellt habe; der Turmweibel habe ihn gesucht. Frau Charruat hat empört erklärt, sie wisse nicht warum; sie begreife nicht, warum man „so auf ihm sei“.

Und letzten Mittwoch war Frau Char-ruat wiederum im Hause: „Ich bin so hungrig; gebt mir um Gottes Willen

einen halben Batzen, damit ich etwas zu essen kaufen kann!“ Frau Gysi hätte ihr den halben Batzen ohne weiteres gegeben; aber diesmal war ihr Mann dabei, und der war kurz angebunden. Er hat sie angeschnauzt, wie recht und billig: „Wenn Ihr betteln wollt, so bettelt vor der Haustüre wie andere Bettler auch und nicht im Hause!“

Mitwiserin?

Die alleinstehende Verena Feller in Wabern ist diejenige Person, bei der der Turmweibel Frau Charruat aufge-funden hat. Der Grossweibel vermutet, es handle sich da um alte Bekanntschaft, vielleicht gar um Hehlerei. Aber die Vere-na bestreitet das, und zwar glaubhaft. Die Frau Charruat ist letzten Sonntag, abends spät, zu ihr gekommen und hat schier flehentlich um Nachtquartier für ein paar Tage gebeten. Der Mann sei ins Welschland zu einem Bruder gegan-gen, und jetzt erwarte sie tagtäglich einen Brief mit der Weisung, nachzu-kommen. Nur für ein paar Tage! Verena hat sich schliesslich erweichen lassen, weil's schon so spät war und draussen finster. Vier Nächte hat Frau Charruat dort geschlafen, dann hat der Turmwei-bel sie abgeholt. Mitgebracht hat Frau Charruat am Sonntag gar nichts; am Dienstag hatte sie ein Bündelchen bei sich, worin ein Tschöpli, eine Nachthaube und ein schlechtes Leinlachen waren.

Der Grossweibel ist noch immer nicht recht davon überzeugt, dass Verena die Hände nicht irgendwie im Spiele habe. Denn erwiesen ist immerhin, dass das Ehepaar Charruat schon früher öfters nach Wabern gegangen ist. Und Wabern ist klein.

Die erschrockene Verena, die sich durch ihr Gutmeinen in eine arge Ver-legenheit gebracht sieht, beteuert neuer-dings, sie kenne die Frau erst seit letzten Sonntag Abend, den Mann aber habe sie gar nie gesehen.

Man könnte ja, sagt sich der Gross-weibel, die Frau Charruat aus ihrer Zelle holen lassen und der Fellerin gegenüber-stellen. Vielleicht käme die Wahrheit, wie oft in solchen Fällen, rasch ans Licht. Allein dieses Wiedersehen hat vorläufig keine Eile. Nötiger ist, dass Frau Char-ruat ein paar Tage lang nachdenken kann. Wichtige Dinge wollen überschla-fen sein; beispielsweise Geständnisse. Bis Montag wird die Frau wohl mürbe geworden sein... Nach einem letzten prüfenden Blick wird Verena Feller ent-lassen. Die beiden Beamten verlassen den Käfigturm und begeben sich an die Metzergasse. Der sichtlich schitter ge-wordenen Jungfer Bühler liest der Ge-richtsschreiber die Anzeige des Nagel-schmieds vor. Ob alles stimme?

Es stimmt bis auf eine oder zwei Be-langlosigkeiten. Jungfer Bühler wird befragt, ob sie sich ungefähr vorstellen könne, wie der Diebstahl ausgeführt worden sei. „Ja, das kann nur so zuge-

gangen sein: der Charruat ist am Dienstag oder Mittwoch vor abends neun Uhr, das heisst bevor die Haustüre zugeschlossen wird, hereingekommen, aber nicht in die Stube; ich müsste ihn gemerkt haben; sicher hat er draussen die Strümpfe ausgezogen und hat sich in den Gang geschlichen; dann hat er leise die Türe aufgemacht und seine Frau hat ihm das Kistchen hinausgereicht. Wenn sie keinen Lärm gemacht haben, dann habe ich nichts merken können, weil ich ja schlief.“

Das klingt eher kurios. Kurios ist auch, dass die gute Alte keine Ahnung haben will, wieviel Geld in dem Kistchen und in den Anhängbeutel war.

„Das ist eine verdrehte, verzorgelte Geschichte wie damals, wann war es schon? — in den Fünfzigerjahren, glaub' ich — die Geschichte mit dem Trögli, die so viel zu reden gab... hier wie dort eine wunderliche alte Jungfer, die im Kopfe nicht mehr recht beisammen ist, nicht mehr weiss, was passiert ist, nicht mehr weiss, was ihr gestohlen wurde, undsoweiter!“

Das sind des Grossweibels Gedanken auf dem Heimwege.

Friedrich Sigismunds Wanderungen

Wenn der Grossweibel wüsste, dass der Strumpfweber, Kopist und Schreiblehrer Charruat schon seit vier Tagen verhaftet ist! Allerdings im Auslande. Und wie vermutet, tatsächlich auf dem Schelmenweg ins Niederland!

Folgen wir dem Diebe auf seinem verschlungenen Pfade; wir erleben dabei ein recht farbiges Stückchen alter Schweizer Geographie...

Von der Fricktreppe weg ist damals — das Datum lassen wir noch offen — Friedrich Sigismund Charruat wirklich, wie es die Frauen gesehen und ausgesagt haben, in das Marzili hinunter gegangen. Möglich, sogar wahrscheinlich, dass ihm in diesem Momente Wabern im Kopfe steckte; selbstverständlich nur als Zwischenstation. Aber im Sulgenbach schon besinnt er sich anders. Er geht, ungefähr auf der Route der heutigen Monbijoustrasse-Schanzenstrasse, nach der Länggasse, dann den Wald hinunter zur Neubrücke und kommt nach Kirchlindach, wo ihm ein Bauer Nachtquartier im Stalle gewährt. Die Kiste ist in einem Sacke wohlverwahrt und fällt daher nicht auf. Hausierer, Feldmauser und allerhand Kleinhandwerker haben ähnliches Reisegepäck...

Am folgenden Morgen stellt sich das Problem: Grosser oder kleiner Schelmenweg — Niederland oder Bielergegend? Und gleich ein zweites Problem: Schleichpfade oder Landstrasse?

Charruat hat sich eigentlich schon für das Niederland entschieden; denn er karessiert eine brillante Zukunftsidee. Fraglich ist nur, ob das Geld in der Kiste für die Ausführung dieser Idee ausreicht. Denn noch immer weiss er

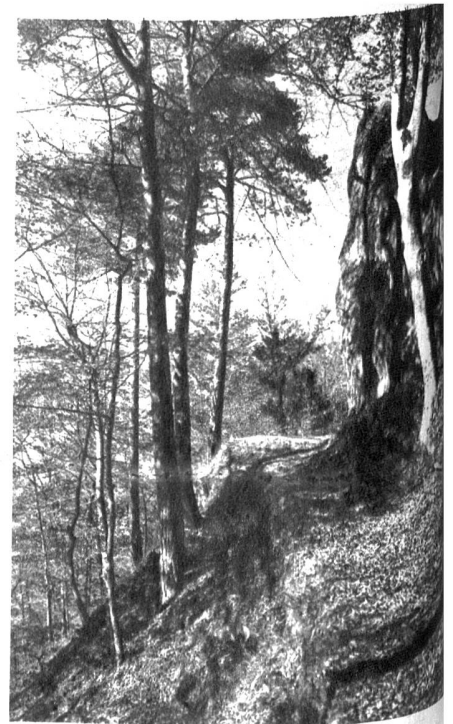
nicht, wieviel sein Diebstahl ihm eingetragen hat. Den Schlüssel zum Kistchen hat er nicht, und es im Stalle aufzubrechen getraut er sich nicht. Und unterwegs lässt sich nichts machen; denn auf der Landstrasse ist reges Leben, gerade jetzt im Herbst. Dazu überall die Hütchen auf den Matten. Nein, du wirst dich noch gedulden müssen, Friedrich Sigismund!

Ob Schleichpfade oder Landstrasse, das aber ist bald ausgemacht. Wer auf Schleichpfaden angetroffen wird, ist von vornherein verdächtig. Auf der Landstrasse fällst du viel weniger auf. Darum nimmt Charruat nach dem Morgenessen (das jeder Bauer ohne weiteres zum Gratisnachtslager gibt) die Landstrasse unter die Füsse. Sie führt ihn auf den Schüpberg. Dort steht ein weithin bekanntes Wirtshaus; er geht eilig daran vorbei. Hinunter ins Tal. Jenseits Schüpfen, bei Seewil oder da herum, nimmt ihn Waldesschatten auf. Jetzt! Sich scheu umsehend, sucht er mit langen Schritten ein dichtes Gestrüpp auf. Mit einem grossen Steine schlägt er den Kistenboden entzwei. Endlich!

Die Beute scheint recht ansehnlich zu sein; aber Charruat zählt nicht nach; er hat's eilig. Das Geld — es liegt in einigen wohlverschürten Beuteln — schiebt er in den Sack, in dem er das Kistchen bisher getragen; denselben Weg wandern einige Nastücher, mit denen die gute Alte ihren Schatz zugedeckt hatte. Das Kistchen aber bleibt an Ort und Stelle, dazu einige Klumpen Blei und zwei zerrissene Beutel. Und nun rasch fort!

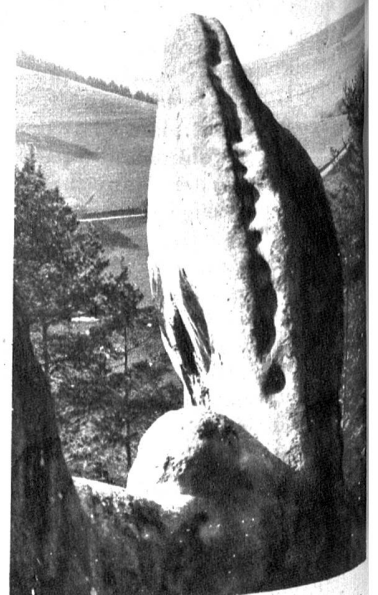
Charruat ist ein tüchtiger Fussgänger. Er kommt noch gleichen Tages über Büren und Lengnau nach Bellach unweit Solothurn und heischt dort Nachtquartier. Arglos nimmt man ihn auf. Der Marsch am folgenden Tage ist ordentlich kürzer; er führt über Solothurn nach Flumenthal. Wieder ein Tag; am Abend ist Charruat in der Gegend von Attiswil. In einem Walde verscharrt er flüchtig seine Diebesbeute. Zweck: er will im Wirtshause zu Attiswil wieder einmal etwas Rechtes zu sich nehmen, und da möchte er möglichst nicht auffallen... Und vielleicht eben deswegen fällt er auf! Der Wirt betrachtet ihn misstrauisch, geht hinaus und kommt mit einem Polizeimanne aus dem Schloss Bipp zurück: „Sieh dir einmal den Kerl da etwas näher an!“ Das tut der Polizist denn auch. Aber da löst sich seine strenge Amtsmiene in Wohlgefallen auf; denn er und Charruat kennen sich von Bern her. Die beiden wechseln einige belanglose Worte, und Charruat darf aufatmen. Aber er beendet sein Abendessen doch etwas hastiger, als er geplant hatte, und Nachtquartier bezieht er nicht im Hause des misstrauischen Wirtes! Er kehrt in den Wald zurück, gräbt sein Geld wieder aus und marschiert noch bis zum Zollhause Dürmühle bei Niederbipp.

(Fortsetzung folgt)



Sonniger Wanderweg bei Geristein

Hinter dem waldbedeckten Baretiger treffen wir auf einem spärlich bewaldeten Sandsteinspor die Ruinen der alten Burg Geristein, wo in unbekannter, aber sicher sehr alter Zeit, Mauern und Türme in die vom Gletscherwasser der Eiszeit ausgewaschenen Sandsteinfelsen in einer Weise hineingebaut wurden, dass man heute kaum erkennen kann, wo die Natur aufhört und die Menschenhand ihr Werk begonnen hat. An der Nordabdachung erhebt sich über dem Tal der Luzeren das einsame Dörfchen Geristein, das



Der sogenannte Elefant, ein markanter Sandsteinfelsen bei Geristein